

von 1000 Menschen 11,8 den Tod fanden. Starben in Schweden im Jahre 1800 von 1000 Personen der Bevölkerung 25, so verringerte sich die Zahl bis zum Jahre 1900 auf 16 und bis 1945 auf 10. Durchschnittlich dauert es heute 10–15 Jahre, bis aus einer Familie ein Angehöriger stirbt, so daß in unserer Zeit ein 50jähriger erst die Anzahl von Todesfällen erlebt, die um 1820 schon ein 20jähriger erlebt hatte. (Hahn aaO. 15–22.)

² Christian v. Ferber, Der Tod. Ein unbewältigtes Problem für Mediziner und Soziologen: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 22 (1970) 239.

³ Jean Améry, Über das Altern. Revolution und Resignation (Stuttgart 1968).

⁴ Vgl. Gregor Siefert, Der Tod – die sicherste Prognose. Anmerkungen zu einer Soziologie des Todes: Diakonia 3 (1972) 328–333.

Statistiken könnten die Auffassung bestätigen, daß durch die hohen Unfallraten ein Wandel in der Todeserfahrung eintreten könnte, weil die Zahl derjenigen zunehmen wird, die schon in jungen Jahren unmittelbaren Todeskontakt haben.

Nach einer Veröffentlichung des Bayerischen Statistischen Landesamtes vom Mai 1972 wurden in Bayern 1971 bei Verkehrsunfällen 3581 Personen getötet; 136 weitere starben innerhalb eines Monats an den Unfallfolgen. Das sind etwa 40 Verkehrstote auf 100000 Einwohner der Gesamtbevölkerung. Getötet wurden in Bayern durch Unfälle aller Art 7418 Personen. – Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang auch ein Vergleich der Verkehrsunfallstatistik von 1962–1966 für das Land Nordrhein-Westfalen. Nach diesem Vergleich stiegen entgegen der allgemeinen Entwicklung die Anteile männlicher Jugendlicher bei Ver-

kehrsunfällen erheblich an, bei denen es auf die Beherrschung der Fahrdynamik und auf das Vermeiden von Risiken ankam.

⁵ Arnold Toynbee, Wandlungen des Verhältnisses zum Tod in der heutigen westlichen Welt: Vor der Linie. Der moderne Mensch und der Tod (Frankfurt 1970) 202.

⁶ Werner Fuchs, Todesbilder in der modernen Gesellschaft = Suhrkamp Taschenbuch Nr. 102 (Frankfurt 1973) 207–208.

⁷ S. Freud, Zeitgemäßes über Krieg und Tod, X, 324 bis 355 (Fischer-Verlag, Frankfurt).

JOHANN HOFMEIER

geboren am 15. Juni 1925 in Stammham bei Ingolstadt, 1954 zum Priester geweiht. Er studierte in Regensburg, in den Vereinigten Staaten und in München, promovierte 1961 in Theologie und habilitierte sich 1966 in Würzburg. Er war als Kaplan tätig und ist Professor für Religionslehre und Religionspädagogik an der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Universität Regensburg. Er veröffentlichte neben pastoraltheologischen Beiträgen in verschiedenen Zeitschriften: Die Trinitätslehre des Hugo von St. Victor (München 1962), Seelsorge und Seelsorger. Eine Untersuchung zur Pastoraltheologie Johann Michael Sailers (Regensburg 1967), Grundriß des christlichen Glaubens (Regensburg 1968), Werk unserer Erlösung. Predigtreihe über die Feier der Eucharistie (Regensburg 1970), Gottes Wort an seine Gemeinde. Exegetisch-homiletische Arbeits-hilfen und ausgeführte Predigten zu allen Sonntagen des Lukasjahres (Regensburg 1973).

Karl-Heinz Bloching Das Sterben im Spiegel heutiger Literatur

Moderne Literatur spiegelt das Erleben von Sterben und die Einstellungen zu ihm. Die Darstellung geht über ein breites Spektrum. In der Literatur findet sich wieder, was es an Einstellungen und Verhaltensweisen gegenüber diesem Phänomen gibt. Sterben ist ein uraltes Thema der Literatur. Aber die Sicht auf das Thema hat sich verändert. Es sind Zusammenhänge fraglich, undeutlich geworden oder verschwunden, die früher bestimmend und tragend waren, z. B. Glaube oder Mythos. Die Zusammenhänge zu entdecken und zu sichern, prüfend zu vergegenwärtigen und zu konkretisieren, darum geht es der Literatur.

Einig sind sich die Autoren darin, daß der Mensch bezeichnet, wenn nicht gar gezeichnet ist dadurch, daß ihm Sterben-Müssen auferlegt ist. Er

ist das Wesen, das um sein Sterben und seinen Tod weiß, das einen bewußten Tod haben und überlegt auf Sterben zugehen kann.

1.

Rainer Maria Rilke sieht den Menschen ständig hineinverwoben in die Polarität von Sterben und Geburt. «In uns ist täglich Sterben und Geburt.» Sterben und Tod erscheinen als Überwesen, denen der Mensch gehört, die immer im Menschen und um den Menschen sind. In dem Abstraktum Sterben findet der Autor Geborgenheit, weil es immer und je da ist.

Rilkes Ansicht, in der viele Menschen in den Jahren der hohen Rilke-Verehrung ihre Zuflucht und Antwort fanden, begegnet einem bei anderen Autoren nicht wieder.

2.

Einsichtiger scheint einer Gruppe von Autoren, daß das Sterben-Müssen alles lächerlich macht.

Vor kurzem ging der französische Schriftsteller *Henry de Montherlant* im Alter von 77 Jahren in den Feriend. Abenteurer, Nachdenken über Sterben und

Tod und viele Frauen waren die Bewegten seines Lebens. In seinem Tagebuch heißt es: «Frauen und Sterben rufen uns auf, um uns – nichts mitzuteilen.» Alles sieht Montherlant dem Sterben verfallen, aber er zieht daraus nicht den Schluß, resignieren zu sollen, sondern er sucht einen möglichst hohen Lustgewinn aus dem Leben herauszuschlagen. Als er dessen nicht mehr fähig war, Altersgebrechlichkeit und Krankheit ihm das Leben mühsam machten, setzte er sich selber den Zeitpunkt seines Todes. Er hielt es für richtig, die Uhr seines Lebens selber anzuhalten und das, was ihm wie der Abfall seines Selbst vorkam, wegzwerfen.

Der österreichische Schriftsteller *Thomas Bernhard* variiert in seinem umfangreichen Werk immer wieder das Thema, daß alles durch das Gesetzsein von Sterben und Tod unerträglich ist. Sie machen ihm alles lächerlich und austauschbar. Eine düstere, nie auch nur den geringsten Ansatz von Freude oder Hoffnung signalisierende Auslotung dieses Loses des Menschen artikuliert er in immer wieder neu angesetzten Analysen, Geschichten. Schlüsselwörter und Themenkomplexe seines Werkes sind Irrtum, Hoffnungslosigkeit, Monotonie, Niedergang, Chaos, Entleerung, Wahnsinn, Scheitern, Einsamkeit, Qual und Paradox. Ein gewaltiges «De profundis», eine Phänomenologie der düsteren Todgeweihtheit, die radikal gesetzt ist gegen rationalistische, technokratische und optimistische Weltanschauungen. Weil Leben Tod auf Raten ist, gibt es für ihn keine sinnvolle Strukturierung und keine Zuversicht, auch nicht für eine kurze Zeit. Alles versinkt im ständigen Sterben.

3.

Andere Autoren propagieren eine stoische, heroische Protesthaltung. *Ernest Hemingway* stellt häufig in seinem Werk Männer in der Grenzsituation vor, daß sie den Tod vor Augen haben und abschließen, sich verabschieden müssen. Er probiert in diesen Figuren Ideale und Haltungen des Abendlandes durch, stellt sie auf die Probe, um festzustellen, daß sie eigentlich nicht halten. Hemingway artikuliert eine tiefe Melancholie, daß Liebe, Tapferkeit und mythische Gleichnishandlungen (wie z. B. der Stierkampf) die Objektivität des Todes nicht wegnehmen können. Momentane Erhöhungen über diese Not sind möglich. Aber der Mensch fällt danach wieder zurück. Sein Los ist es, irgendwann in eine kalte Natur, in ein eisiges Nichts zu versinken. Hemingway legt seine Figu-

ren so an, daß sie mit Anstand, gelassen abtreten können. Sie zerbrechen nicht (soweit der Leser sieht), sondern machen stolz Schluß. Diese Haltung verdeckt m. E., daß sie sich doch nur in etwas Unvermeidliches fügen. Überdies verlangt eine solche Haltung, daß einer sich gepanzert hat, eine immense Ich-Stärke entfaltet und sich die Erwägung anderer Haltungen und die Befragung des eigenen Verhaltens verbietet.

Für *Albert Camus* gehört das Sterben-Müssen zu den eindrücklichsten Kennzeichen der absurden Existenz. Leben wird dadurch nicht wertlos, zu Abfall, sondern das Gegenteil. Das absurde Leben wird zum Absolutum. Das Spekulieren auf Hoffnungen über ein Dasein jenseits von Zeitlichkeit erscheint ihm als Verrat an der Existenz. Der Blick und die Aufmerksamkeit des Menschen wird auf sein Leben und auf eine menschenwürdige Gestaltung des Daseins und der gesellschaftlichen Verhältnisse gelenkt. Im Roman «Die Pest» formuliert Dr. Rieux als Lebensmaxime: «Man muß sich mit dem Menschen zufriedengeben und mit seiner armseligen, großartigen Liebe.» Dieser Arzt, eine der imposantesten Figuren des atheistischen Heroismus, schaut dem Sterben um sich herum zu. In der Stadt, in der die Pest, der unberechenbare Bazillus des Sterbens, umgeht, sieht er, daß die Menschen das, was sie in gesunden Tagen für das Heiligste hielten, verraten: Familie, Treue, Liebe, Verwandtschaft, Freundschaft usw. Dr. Rieux zweifelt nicht, er ist nicht deprimiert, weil seine Mitmenschen sich so verhalten, sondern er stimmt dem zu. So ist der Mensch, und so ist er gut. Der Tod ist das schreckliche Ende. Auf das Unabwendbare gibt es keine Vorbereitung, sondern es ist hinzunehmen.

4.

In den letzten Jahren sind einige Bücher erschienen, in denen Schriftsteller bzw. Schriftstellerinnen beschreiben, wie sie Sterben und Tod miterlebten.

Anne Philipe beschreibt in ihrem Buch «Nur einen Seufzer lang» (Hamburg 1964), wie sie Sterben und Tod ihres Mannes, des berühmten französischen Schauspielers Gérard Philipe, erlebte. Sie wußte um seine tödliche Krankheit, durfte ihm aber davon keine Mitteilung machen. Dieses Verschweigen war nicht vereinbar mit der Ehrlichkeit, die die beiden Ehepartner sonst praktizierten. Die Unehrlichkeit quälte sie genauso wie die Angst vor dem Verlust des über alles geliebten Mannes. Sie bringt es fertig, sich nichts anmerken zu lassen.

Sie denkt über sein Sterben und den Verlust erst nach, als er tot ist. Der plötzliche Tod bringt die Frau an den Rand der Verzweiflung. Sie trägt ihn in einer Ergebenheit, wie sie Albert Camus in seinem Werk entfaltet und verkündet hat. Das Geheimnis von Sterben und Tod interpretiert sie im Horizont einer mythischen Kosmoseinheit. Sie empfindet sich als Teil eines weiter nicht bestimm- baren und rational faßbaren kosmischen Gesetzes, aus dem der Mensch hervorkommt und in das er im Tod wieder hineingeht. Diese Einheit mit dem Kosmos hat sie erfahren in ihrer harmonischen, glücklichen Ehe. Der Hymnus auf das Glück ihrer Liebe geht über in den Lobgesang über das glückliche Aufgehobensein im Kosmos. Aus der Vollkommenheit und Schönheit ihres Glücks schließt sie auf das glückliche Geborgensein in geheimnisvoller Welteinheit. Weil für sie das Leben und die Liebe allein wichtig waren, hat sie, als ihr Mann noch lebte, an das Sterben und an den Tod nicht gedacht. Daß jemand sterben mußte, zerreißt ihr das Herz. Der Tod zeigt ihr die furchtbare Seite von Wirklichkeit. Der Tod zerstört alles. Aber sie hebt ihn auf in der mythischen Fiktion eines sanften und bergenden Weltganzen.

Simone de Beauvoir schildert in «Ein sanfter Tod» (Hamburg 1965) das Sterben ihrer Mutter. Angst, Ekel, Protest schütteln die Autorin, bis an den Rand des psychischen und physischen Zusammenbruchs. Die Schmerzen und der Lebenswille der alten Mutter, deren Leben der Unterordnung, Gläubigkeit, Hingabe und Anhänglichkeit an bürgerliche Lebensformen die Tochter gar nicht und nie akzeptierte, zeigen Simone de Beauvoir die Macht des Alterns, die Kraft des Körpers und des Todes. Die Tochter schaut ihrer Mutter zu: die alte Frau ist hilflos und gebrechlich. Sie leidet starke Schmerzen. Die Tochter bemüht sich um die Mutter. Sie wacht bei ihr und hilft ihr. Sie schirmt sie gegen unerbetene Besucher ab und setzt alles daran, daß die alte Frau ihre wahre Situation nicht erfährt. Sie läßt der Mutter den Glauben, die Krankheit sei zu heilen und sie werde wieder aufkommen. Simone de Beauvoir findet das unehrlich, aber sie ahnt wohl, wie unbarmherzig es wäre, der alten Frau brutal ihre Situation offenzulegen. Das verträgt sich auch nicht mit Simone de Beauvoirs existentialistischer Einstellung. Sie weiß nicht, was sie ihrer Mutter zum Trost sagen könnte.

Simone de Beauvoir (und dem Leser) wird eindrücklich bewußt, was es heißt, in Schmerzen einem schrecklichen Ende entgegenzugehen. Für

die Autorin bedeutet das: Versinken in Nichts. Die Mutter ist gläubige Katholikin, aber die Tochter versteht nicht, daß die Mutter in der Sterbesituation nicht den Trost des Sakraments und des Glaubens sucht. Die alte Frau betet nicht, sondern befaßt sich mit dem alltäglichen Kleinkram oder löst Kreuzworträtsel. Der Leser kann sich fragen, ob die alte Frau nicht getäuscht wurde durch die Bagatellisierung und Tröstungen der Umgebung.

Nachdenklich geht *Christa Wolf* in ihrem Buch «Nachdenken über Christa T.» (Neuwied 1971) dem Leben und Sterben ihrer Freundin Christa T. nach. Vor dem Leser ersteht die sympathische Gestalt einer sensiblen, romantisch-melancholisch gestimmten jungen Frau. Christa T. war Idealistin. Sie war Lehrerin und glaubte an die Verheißungen des sozialistischen Paradieses. Sie glaubte an die vollkommene Utopie. Nach und nach kommen ihr Bedenken. Sie verweigert die Anpassung. Sie heiratet und führt eine sehr glückliche Ehe, hat Kinder. Ganz plötzlich erkrankt sie an Leukämie und stirbt. Für die Freundin ein unbegreifliches Geschehen. Christa Wolf teilt dem Leser ihre Verwirrung und das Verlangen nach einer Antwort mit. Die Sehnsucht nach Schönheit, Vollkommenheit und Paradies, wie es die Freundin gesucht hat und nicht im sozialistischen System fand, werden zur Anfrage an den Leser. Ähnlich wie bei Simone de Beauvoir wird in diesem Buch der Sterbevorgang zu einem Problem. Sterben ist einsam. Es ist umstellt von täuschenden Vertröstungen. Dem Sterbenden wird nicht die Möglichkeit gegeben, in seiner Situation Rat und Klärung zu finden. Er steht fremd unter den Lebenden. Sie wissen ihm nicht zu helfen, denn sie sind auf Sterben nicht vorbereitet und eingestellt. Das macht die Sterbesituation zu etwas Schrecklichem und furchtbar Absonderlichem. Das Sterben wird zur Krisis der Hinterbliebenen. Aber es ist fraglich, ob es ihnen in dieser Situation anders ergehen wird, ob sie nicht auch in der Situation der Blindheit und Einsamkeit bleiben werden.

In dem Bericht «Der letzte Feind» (München 1969) beschreibt *Willi Kramp* das Sterben seines Bruders. Über dem Buch von Kramp steht als Leitsatz ein Zitat aus der Bibel: «Der letzte Feind, der vernichtet wird, ist der Tod.» Kramp ist Christ. Er beschreibt das Sterben eines Christen, seines Bruders, eines evangelischen Pfarrers. Der Bruder weiß um seine Krebskrankheit und daß er sterben muß. Ab und zu flammt die Hoffnung auf, doch wieder gesund zu werden. Aber das Ende ist zu gewiß. Ohne Beschönigung, ohne frömmelisches

oder ideologisches Rankenwerk wird das Sterben berichtet. Die tödliche Krankheit zerstört das Leben dieses Mannes unter höllischen Qualen. Der Schmerz ist mit Betäubungsmitteln nicht mehr zu besänftigen. Das qualvolle Sterben und der Tod werden gläubig angenommen, aber es bleibt das Rätsel des wahnsinnig Gequältwerdens durch den Schmerz. Der Sterbende geht durch diese Tortur hindurch und akzeptiert den Tod. Der letzte Feind, Tod, erleidet da, im Glauben, eine Niederlage.

Marie-Luise Kaschnitz hat in ihren Gedichten über das Grauen des Sterbens im Krieg gesprochen. In ihrem Tagebuch «Wohin denn ich?» (Hamburg 1963) beschreibt die Verfasserin eine etwa ein halbes Jahr umfassende Lebensperiode. Ihr Mann ist gestorben. Dieser Tod hat sie so tief getroffen, daß sie nahe daran ist, ihm nachzusterben. Ihr droht kein physischer Tod; sie gerät in einen Zustand seelischer Erstarrung, einen Zwischenzustand des psychischen Immer-weniger-werdens. Langsam, durch äußere Umstände ange-regt, findet sie in die Alltagswirklichkeit und zum Schreiben wieder zurück. Sie gewinnt ihr Leben aber nur dadurch voll wieder, daß sie den geliebten Gatten als weiterwährendes Du erkennt und eine Kommunikation mit ihm möglich ist. Der tote Mann wird zu einem lebendigen Du auf dem Hintergrund ihres christlichen Glaubens. Die Wiedergewinnung ihres Lebens und der Kommunikation geht Hand in Hand mit dem Nachdenken und der Wiedergewinnung Gottes und ihres Standortes zur Kirche.

5.

In seinem «Tagebuch 1946–1949» schrieb Max Frisch: «Das Bewußtsein unserer Sterblichkeit ist ein köstliches Geschenk, nicht die Sterblichkeit allein, die wir mit den Molchen teilen, sondern unser Bewußtsein davon; das macht unser Dasein erst menschlich, macht es zum Abenteuer und bewahrt uns vor der vollkommenen Langeweile der Götter» (Frankfurt/Main 1958, 349). Die Einstellung zum Sterben hat sich im Werk und im Denken von Max Frisch geändert.

Im Tagebuchroman «Homo Faber» (Frankfurt/Main 1961) stellt Max Frisch einen Ingenieur vor: Faber hat versucht, alles nicht mathematisch Faßbare aus seinem Leben zu entfernen und sein Leben zu gestalten nach der Formel: «Keinerlei Mystik, Mathematik genügt mir.» Er verstrickt sich in Schuld, und er wird unsicher. Aber er ver-

sucht mit allen Mitteln, die Fiktion einer kalkulierbaren und rational verständlichen Lebensbewältigung aufrechtzuerhalten. Ihm begegnet seine frühere Verlobte Hanna. Sie setzt seiner Lebenssicht ihre Lebenserfahrung entgegen. Faber habe als Techniker und in seinem besonderen Falle als Nur-Techniker, der keine andere Denk- und Empfindungsweise als die technisch-mathematische, kalkulierende gelten ließ – als Nur-Techniker habe er versucht, die Welt so einzurichten, daß er sie als Widerstand nicht zu erleben braucht. Technik sei ein Kniff, die Welt als Widerstand aus der Welt zu schaffen, z. B. indem er sie durch Geschwindigkeit verdünnt. Hanna entlarvt es als den für einen Techniker typischen Irrtum, daß er ohne Gedanken an Sterben und Tod zu leben versuche. «Du (Faber) behandelst das Leben nicht als Gestalt, sondern als bloße Addition, daher kein Verhältnis zur Zeit, weil kein Verhältnis zum Tod.» Hannas Formel für Leben: «Leben sei Gestalt in der Zeit», versteht Faber zunächst nicht. Für ihn als Mathematiker und Techniker ist jedes Lebensjahr nur die Summe der mit der Uhr meßbaren Zeiteinheiten. Hanna mißt das Leben an ihrem Leid und vor dem Tod. Leben heißt Älterwerden, seinem Sterben und Tod näherkommen. Hanna erkennt, was Altern heißt: Kein Moment wiederholt sich – jeder soll seinen Wert vor dem Kommenden haben, vor Sterben und Tod. Faber gehen erst die Augen für seinen Irrtum auf, als er schwer erkrankt und damit rechnet, daß er eine Operation nicht überlebt, zumindest nicht lange überleben wird. In dieser Situation wird er empfänglich für die Schönheit der Welt und den Wert von Leben als solchem. Er erkennt, daß er sich nicht selbst genügt, er öffnet sich bereitwillig dafür, daß ein anderer Mensch ihn liebt, ihm in Freundschaft zugetan ist. Er befreit sich von seinem Stolz und dem Glauben, daß nur das Meßbare und mathematisch Faßbare gelte. Er wünscht sich, ewig zu sein.

In diesem Buch erscheinen Sterben und Tod als Geschenk. Sie öffnen einem Menschen die Augen für personale und ästhetische Lebensdimensionen. In der möglichen und wahrscheinlichen Sterbesituation erkennt er Endlichkeit und Ewigkeit.

In späteren Büchern und Stücken beurteilt Max Frisch die Sterbesituation skeptischer. Der Verhaltensforscher Kürmann in «Biographie» weigert sich, angesichts seines Todes irgend etwas an seinem Leben zu ändern. Für den Zuschauer ist es einsichtig, daß er nichts zurücknehmen und ändern will, weil er Recht behalten will. Kürmann klammert sich im Sterben an seine Identität und schreibt

sie in diesem Moment ganz fest. Er lernt nichts und öffnet sich nicht.

Im «Tagebuch 1966–1971» (Frankfurt/Main 1972) nennt Max Frisch als eine Sterbesituation das Altern: «Tod, der ein Leben in der Fülle abreißt, wird zur Rarität – Angst vor dem Tod hat sich verlagert in Angst vor dem Altern, d. h. vor dem Verblöden ... Wir regeln den Eintritt ins Leben, es wird Zeit, daß wir auch den Austritt regeln» (95). Nachdenklich wird der Leser vor die Möglichkeit hingestellt, daß der Mensch selber sein Sterben bestimmt. Wenn, wie Max Frisch meint, Leben sich summiert aus Handlungen, die zufällig bleiben, ist die Frage nach der Verfügbarkeit des Sterbens gestellt.

6.

Der französische Schriftsteller *Jean Cayrol* nennt seine Literatur «lazarenisch». Seine Werke erzählen von «Lebendig-Toten», von Menschen, die in Karsamstags-Situationen stehen. 1963 publizierte Jean Cayrol das Buch «Die kalte Sonne» (Olten), die Geschichte eines Reisenden. In einem atemlos wirkenden Monolog rekapituliert er sein Leben; am Ende stellt sich heraus, daß er im Sterben liegt. Dieser geschäftige, rastlos und hektisch getriebene Mann ist der Typ eines modernen Ahasver, er gaukelt sich selbst Bedeutung vor. Er gibt sich selbst eine Bedeutung, die er nicht hat. Mit Hochstapelei überdeckt er seine Angst, vor allen Dingen seine Angst vor einem Unfall. Im Moribundenzimmer eines französischen Kreiskrankenhauses liegend, geht ihm seine Lebensgeschichte durch den Kopf. Er hält im Sterben an seinem Selbstbetrug fest. Er kommt von der Illusion nicht los: «Ich bin unsterblich, ich bin der ewige Handlungsreisende, der Vielgeliebte, ohne mein Kommen und Gehen könnte das Leben nicht weiterbestehen: Ich bin's, der dem Leben seine wahre Bewegung verleiht.» Das Ende: «Verdammt, ich sterbe.» Was er nicht einsieht, das durchschaut vielleicht der Leser: daß die Flucht in Abwechslung, Reisen, Machthaben über Menschen, den Don Juan spielen, Hochstapelei – daß dies nur eine Flucht ist.

7.

Moderne Literatur zeigt ein breites Spektrum von Verhaltensweisen in und vor dem Sterben. Sie macht das Phänomen eindrücklich deutlich und stellt den Leser, der sich auf sie einläßt, vor Entscheidungen. Sie teilt nicht nur sachhaft, reportierend mit, sondern zeigt Menschen in der Krise, in der Erschütterung, hilflos bei einem Sterben dabeizustehen, Gleichgültigkeit feststellen zu müssen oder um den Sinn dieses Vorganges zu ringen, wenn ein Mensch, an dem man Anteil nimmt, zugeht auf das, was als Rückfall ins Nichts, als veröhntes Rückkehren in die Art oder als Durchschreiten eines dunklen Tores in Hoffnung interpretiert werden kann. Literatur vermittelt den Einblick in die Struktur einer breit gefächerten Praxis, mit Sterben und Tod umzugehen. Es wird versucht, ihn zu bagatellisieren und beiseite zu schieben. Es wird ein «Trotzdem» zu ihm gesagt. Anderen sind Tod und Sterben die schlechthinnige Macht, die alles in den Schatten und in Frage stellt. Der Tod vernichtet alles. Zum dritten werden Sterben und Tod ein Mittel, um in Krise über Leben nachzudenken und neu zu werten. Das Sterben zwingt zu einer unbeschönigten Revision der Lebenspraxis und führt zur Einsicht in die Grundstruktur von Leben, z. B. zur Erkenntnis von Endlichkeit oder Ewigkeit.

Literatur rückt den Tod nahe und probt Situationen, Möglichkeiten und Haltungen durch, demonstriert sie und fragt nach dem Haltbaren oder Haltgebenden, bzw. sie analysiert Abgründigkeit, Absturz, Verschwinden oder Aufgehobensein, Freiheit oder Unfreiheit des Todes. Literatur demonstriert mögliche Schlußsituationen, vor allem die Einsamkeit der Sterbenden und die Fluchtritten der Lebenden.

KARL-HEINZ BLOCHING

geboren 1932. Er arbeitet in der kirchlichen Publizistik, Büchereiarbeit, Erwachsenenbildung sowie in der Theologenausbildung. Er ist im Dezernat Seelsorge des Generalvikariats Münster Referent für Methodik und Didaktik der Erwachsenenbildung. Neben Aufsätzen zur modernen Literatur veröffentlichte er: Der literarische «renouveau Catholique» Frankreichs (Bonn 1964), Texte moderner Autoren zur Meditation (Düsseldorf 1973), Tod = Projekte theologischer Erwachsenenbildung (Mainz 1973).